

Die französische Reitkunst.

Paris, Frühjahr 1842.

— „Es war im Jahre 1792; die unerschrockensten Reiter von Berlin waren in der königlichen Reitbahn versammelt. Auf welche Seite hin man auch die Blicke wendete, überall sah man prächtige Uniformen, junge und schöne Officiere mit schlanker Taille und gewichsten, aufwärts gebogenen Schnurrbärten. Es handelte sich hier in der That darum, eine Probe seines Muthes und seiner Geschicklichkeit abzulegen, ein Pferd zu reiten, das bisher noch kein Stallmeister hatte zähmen können. Daher konnte es nicht fehlen, daß nicht wenig Absattelungen stattfanden. Endlich blieb das Pferd unbesezt; nicht Einer meldete sich mehr, der Lust gehabt, es zu besteigen. Aber mitten unter der Menge von jungen, eleganten und scherzenden Leuten gewahrte man eine Person, welche durch Haltung und Costüm sich auffallend von den preussischen Officieren unterschied, deren militärische Eleganz damals so berühmt durch ganz Europa war. Er trug einen bescheidenen Reitfrack, bis oben herauf zugeknöpft, und ging harmlos, eine kleine Reitgerte unter dem Arme, auf und ab. In seinem Gesichte konnte man indessen ein ironisches Lächeln nicht verkennen; einigen jungen Reitern fiel er auf, und einer von ihnen näherte sich ihm mit höflicher Miene.

„Der Herr,“ sprach er auf Französisch, „ist wahrscheinlich ein Freund der Reitkunst?“

„Ja, ein wenig,“ entgegnete ziemlich trocken der Angeredete.

„Nun, sagen Sie, mein Herr, haben Sie schon viel Pferde, wie dieses da gesehn?“

„Ich muß gestehen, nein!“

„Sie haben also, wie es scheint, keine unzählbaren Pferde in Frankreich?“

„Oh, wir glauben vielmehr nicht an unzählbare Pferde.“

„Sie haben indessen selbst gesehn, daß es deren gibt.“

„Das beweist nichts.“

„Würden Sie es besteigen, Sir?“

„Warum nicht?“

Während dieser Unterhaltung hatte sich die Gruppe um die beiden Sprechenden vermehrt; und bei der letzten Antwort des französischen Emigrirten erscholl es von allen Seiten: „Gut, reiten Sie! Man führe das Pferd vor!“

Ohne große Umstände schwang sich unser Mann in den Sattel. Unter den versammelten Anwesenden, die noch eben einen so heftigen Lärm gemacht, trat eine Todtenstille ein, eine Stille, wie sie bei der Erwartung einer bedeutenden Katastrophe gewöhnlich ist.

Unterdessen hatte das Pferd noch nicht den kleinsten Satz gemacht; es schien fromm, wie ein Lamm und ließ sich mit Leichtigkeit von seinem Reiter lenken; es that, was dieser wollte; es trabte, es sprang an, ging in kurzem Galopp, es wechselte den Tritt, kurz, führte alles aus, was man von einem wohl abgerichteten Pferde nur verlangen kann. Bei den Zuschauern machte das Scherzen bald der Bewunderung Platz, und der Reiter galoppirte triumphirend an ihnen vorüber. Da trat einer aus dem Kreise und sprach:

„Wenn Sie nicht der Teufel sind, so sind Sie Herr von Labefac.“

Es war wirklich Herr von Labefac, erster Bereiter in der Pagenreitbahn Ludwigs des Sechzehnten.

Auf solcher Höhe und in solchem Rufe stand zu jener Zeit die französische Reitkunst!

Und in der That wir begreifen die Nachahmungssucht nicht, welche über unser Frankreich seitdem gekommen ist. Hat Frankreich nicht immer für das Vaterland, die Heimath des Luxus, der Eleganz, des Glanzes aller Art gegolten, und besonders derjenigen Vergnügungen großer Herrn, auf welche aller Eifer und alle Mittel verwendet wurden? Nicht genug, daß unsere Sprache, unsere Moden von ganz Europa wie ein Typus des guten Geschmacks, der ausgezeichnetsten Eleganz angenommen wurden; nicht genug, daß die Stücke unserer dramatischen Dichter auf allen Theatern gespielt wurden — wir gingen auch allen übrigen Völkern in der höhern Reitkunst voran! Damals kannte man noch nicht ihre Auswüchse, kannte nicht die barbarische Steeple-chase der Engländer, obgleich man nicht minder gern die Hirsche von Chantilly und Fontainebleau jagte — aber man verstand zu reiten, zu reiten, wie es geschehn soll. Die Anglomanie ist gleichsam die in die Reitkunst hereingebrochene Romantik, wie wir sie auch in der Literatur, besonders auf dem Theater haben — Verwirrung und Betäubung ohne eigentliche Leidenschaft, ohne Würde, ohne Stolz!

Fern von solchen Extravaganzen hält sich das schöne Reitfest, welches hier jedes Jahr in der Reitbahn des Königs, unter der Direction des Herrn Leblanc stattfindet. Hier bewahrt man noch die Traditionen der alten Schule — der ernst-würdigen Schule eines Vagueriniere und eines Labefac.

Vor Kurzem haben wir wieder der brillanten Feierlichkeit beigewohnt. Die Reitbahn war mit Blumen und Tüchern, welche von den Tribünen herabwallten, geschmückt; alle Cavaliers erschienen in Lederbeinkleidern und weichen Reitstiefeln; die Pferde hatten französische Sättel, galonnirte Schabracken, reiches und schönes Zaumwerk und Bänder und Schleifen in den Mähnen- und Schwanzhaaren. Alles dieß mag unbedeutend erscheinen, aber es sieht gut und gibt dem Ganzen etwas Nobles. Herr Pellier machte die erste Uebung und zeigte sich als einen vollkommenen Reiter, der dem alten Ruhme unserer Reitkunst Ehre macht. Die beiden Herrn Leblanc wetteiferten mit einander in Grazie und Geschicklichkeit und erhielten reiche Beifallsbezeugungen. Das Fest schloß sich mit einem Ritt nach Ringen; der Preis für den Sieger war eine Ehrengerte, welche ein junger Mann gewann, der den „Dank“ aus der Hand der Frau Herzogin von Conegl... erhielt.

Einige Tage vorher war das Reitfest der Damen gewesen.

Lassen wir die Zeit walten; ganz gewiß führt sie uns zu jener schönen und verständigen Reitkunst zurück, welche man seit längerer Zeit verschmäht hat und an deren Stelle zwecklose Künstelei getreten ist. Von Italien aus ist jene ritterliche Kunst zu uns gelangt; bald aber wetteiferte Frankreich mit den Reitkünstlern Italiens und übertraf sie sogar. Halten wir darum auf unsern Ruhm!